

## Uros Djurovic

von Alexander Heinrich

Breit und hingestreckt liegt das Weichbild in den Randzonen der Stadt. Kein Kern und keine Mitte findet sich hier. Die Stadt, die sich gern seßhaft gibt, streckt verschämt ihre Tentakel ins Nirgendwo hinaus und wird sich selbst zum unbehausten Rätsel.

Nirgendwo ist diese Landschaft ganz bei sich selbst. Menschen stapfen tagtäglich darin herum, suchen nach einem Bruchstück vom glücklichen Leben und finden es nicht. Sie vergleichen das Weichbild mit der schönen Aussicht, und die Tatsache, dass es ihr nicht ganz gleicht, macht sie müde und den Aufenthalt zur rastlosen Passage. Man kennt das ja: zwischen Leitplanken hupend ins Gewerbegebiet, Parkraumcluster vor dem Schnellrestaurant, Menüs mit Kronen aus Papier die man sich aufsetzt, ohne doch wirklich ein König zu sein. Ungeheuerlich ist dieser Zustand: weil das Monströse das in ihm haust, darin besteht, dass es sich täglich wiederholt und sich im schleichenden Abrieb unsichtbar macht. Wie die Sporen eines Pilzes legt sich ein unwirtlicher Raum auf die Gedanken seiner Bewohner und alles Grobe, das in ihm wohnt, zeichnet sich auf ihre Gesichter zurück.

Nein, diese Landschaft ist nur aus der Ferne schön. Dankbar wird man dann für jede Abweichung, jede respektwidrige Regung, die in das Arrangement zurückkehrt: Eine Rabe polkt in einem Autowrack, ein Laternenmast verneigt sich gen Mekka, in der porösen Unterführung träumt eine Reklameschrift von dort, wo es sich besser lebt. Ein Köter schläft hinter einer aufgelassenen Heizrohrverkleidung, und in der Ferne wachsen babylonische Türme in einen Himmel, der auch keinen Rat mehr weiß.

Zwei Wünsche zieht dieses Zwischenzonen auf sich: sie möglichst schnell zur durchqueren, oder sie zu erkunden. Wer hier sucht, verhält sich wie ein Jäger, ein Sammler, ein Mann der gräbt: Er sondiert das Terrain mit wachsamen Auge, sein Blick ist ein Schneiden und sein Herz eine Uhr. Er gräbt sich mit suchendem Spatenstich ins Erdreich voran. Der Aushub, den er neben sich türmt, spült Scherben und Bruchstücke frei, die zusammengesetzt zum Mosaik eine Landschaft in den Zustand ihrer Entstehung zurückdenken lassen, als alles noch offen war. Was sich Heimat nennt, wird sichtbar als unbehauster Raum: eine Landschaft nach der Natur, nomadisch bis in die Architektur.

Man darf sich die Arbeitsweise von Uros Djurovic getrost als die eines Forschers in solcher Landschaft vorstellen. Katastrophische ist in diesen Arbeiten immer schon da, es legt sich heimlich über diese Bilder wie Abgasruß – nicht als Effekt, sondern als Tatsache. Etwa die Figuren: Immer scheint eine archaische Anspannung in ihren Haltungen und Absichten zu liegen, als seien sie auf dem Sprung, auf der Jagd, auf Unberechenbares eingestellt, und sei es das eigene Selbst. Man weiß allerdings nicht recht: Springen sie, die Figuren, hängen ihre Körper an verborgenen Seilen? Djurovic friert ihre Bewegungen ein, macht sie zum Filmstill. Befremdliches wird erst in der artifiziellen Verlangsamung sichtbar, so sehr ist man daran gewöhnt, das, was einen umgibt, als zweite Natur hinzunehmen.

Djurovics Bilder bieten keine Natur: Sie sind roh, aber keinesfalls ungeschliffen. In ihnen dokumentiert sich ein Arbeitsprozeß, der durch verschiedene Medien und ihren je eigenen Beobachtungsweisen gegangen ist. Als fotografische Sicht und Filmsequenz, als Präzision der Zeichnung oder als Schnitt im Holz, der keinen Fehler verzeiht. Jedes dieser Medien schreibt Eigengesetzliches in das Bild ein, die wechselseitige Transkription hinterläßt Ablagerungen.

Die Fundobjekte allerdings, darauf insistieren Djurovics Arbeiten, sind nicht aus den Zusammenhängen und Schichten herauszulösen, in denen sie eingelagert waren, ebensowenig wie sie zu trennen sind von der Blickrichtung ihres Finders und seinen Instrumenten. Auf diese Weise reflektiert sich das Körperliche der Bilder im Arbeitsprozeß selbst: als Kärnerarbeit, Augenarbeit, Arbeit am Material und am Medium, als handwerkliche Tradition – frei von jeglicher Überanstrengung des Begriffs.